
Herder Korrespondenz

Heft 3
39. Jahrgang
März 1985

Die Menschen erkennen nicht, daß die Bilder von Armut und Elend in fernen Ländern, die sie auf dem Bildschirm und auf Plakaten sehen, Wirklichkeit sind. Wir müssen ihnen helfen, das zu begreifen.

Walter Scheel

Entwicklung, aber wie?

Die „Entwicklung der Dritten Welt“ sei die wichtigste Aufgabe unserer Zeit, sagte ein Abgeordneter im Rahmen der Afrika-Debatte des Deutschen Bundestages am 23. Januar. Er hätte hinzufügen können: und zugleich die schwierigste. Sie ist nicht minder schwierig, wenn nicht schwieriger, als die Friedenssicherung. Und zwar nicht deswegen, weil der Weltfriede mittel- und langfristig auch von der Bewältigung dieser Frage abhängt. Die Friedenssicherung droht zwar immer wieder an Machtrivalitäten und ideologisch-politischen Weltbeherrschungsansprüchen zu scheitern. Und nur der Atomschirm und damit die Angst vor dem Untergang bewahrt uns – risikoreich genug – vor dem Ausbruch weltweiter kriegerischer Auseinandersetzungen, während begrenzte und konventionelle nach wie vor zum täglichen Bild unserer Erde gehören. Aber die Strukturen des Problems sind bekannt und – wenigstens im Prinzip – rational durchschaubar.

Verallgemeinerungen lenken ab

Im Falle der Entwicklung der Dritten Welt ist schon der *Zugang zum Problem* von endlosen Widersprüchen und wenig hilfreichen Verallgemeinerungen gepflastert. Nicht selten verdecken gerade diejenigen die wirklichen Sachverhalte, die sich am lautesten bzw. am moralischsten engagieren. Der Wirrwarr von Vorurteilen, Halbwahrheiten und verabsolutierten Teilansichten und auch manches gutgemeinte verbale wie sachliche Engagement macht die Sachverhaltsstrukturen der Frage für die meisten noch unbegreiflicher, als sie sich aus der „sicheren“ Entfernung europäisch-amerikanischer Wohlsituiertheit ohnehin ausnehmen. Das erleichtert den Verdrängungsbereiten zusätzlich das Geschäft.

Die Zugangsschwierigkeiten zum Problem beginnen bereits bei den Begriffen. *Dritte Welt ist nicht gleich Dritte Welt*, Entwicklungsland nicht gleich Entwicklungsland und Entwicklung ist nicht gleich Entwicklung. Brasilien

ist kein Entwicklungsland wie Tansania oder der Senegal. Und Korea ist keines wie Bolivien oder Bangladesch. Und die Philippinen sind keines wie die Länder der Sahelzone. Es gibt Länder, die der Dritten Welt zugerechnet werden, die aber nicht nur von ihren natürlichen Ressourcen her eher zu den reichen als zu den armen Ländern gehören. Ihre Volkswirtschaften weisen einen (nicht nur potentiellen) Leistungsstand auf, der sie von einem Industrieland nur graduell unterscheidet. Was sie dennoch zu armen Ländern macht, ist keineswegs nur ihre Benachteiligung innerhalb einer einseitig von den Industrieländern bestimmten Weltwirtschafts- und Welthandelsordnung. Es sind in erster Linie die inneren wirtschaftlichen und sozialen Ungleichgewichte, verbunden mit politischen Systemen von geringem Freiheitsniveau. Auch diese Länder bedürfen noch der Wirtschaftshilfe der Industrieländer. Aber alle Hilfe von außen kann in diesen Fällen nur *Verstärkung der Selbsthilfe* sein. Eine einseitige oder *ausschließliche* Betonung der Abhängigkeit von den Industrieländern bzw. der Ausbeutung durch diese lenkt nur von den inneren Ungleichgewichten ab und wird so indirekt zur Entschuldigung für die wenig am Gemeinwohl orientierten dortigen politischen, militärischen und wirtschaftlichen Eliten.

Anders sieht es in Ländern mit sehr schwacher wirtschaftlicher Leistungskraft, minimalem Industrialisierungsgrad und geringer landwirtschaftlicher Produktivität aus. *Selbsthilfe* muß hier, damit sie die Lebenssituation der Bevölkerung wirksam verbessern kann, vielfach erst durch langwierige Prozesse *angeregt* werden. Und in *Hungerzonen* ist selbst das in aller Regel nicht möglich. Damit überhaupt Entwicklung in Gang gesetzt werden kann, muß erst einmal ein *Minimum an Grundbedürfnisbefriedigung* sichergestellt sein. Der Vorschlag eines deutschen Journalisten nach einem Besuch in einem Äthiopierlager im Sudan, die dort im Freien kampierenden Menschen könnten

doch wenigstens lesen und schreiben lernen, doch niemand komme auf die Idee und kein Kundiger stelle sich der Aufgabe, zeigt das Ausmaß europäischer Ignoranz in Entwicklungsfragen. Wer meint, Hungerlager seien eine Chance für Alphabetisierungskampagnen, hat sich in eine hungrierende Bevölkerung noch nie hineingedacht.

Die ganz unterschiedlichen Situationen stellen besondere Anforderungen an die Geberländer, aber auch an die in Entwicklungsinstitutionen und Hilfswerken unmittelbar Tätigen. Es verbietet sich eine zu *vereinfachte Plakatierung der Problemstrukturen*. Selbstverständlich müssen sich Hilfswerke eingängiger Parolen bedienen, die die Spendenbereitschaft emotional begünstigen. Werden aber die Parolen zu schlicht, erschweren deren Erfinder und Propagandisten selbst der Bevölkerung den Zugang zu einer nüchternen und realistischen Beurteilung der Gesamtlage der Entwicklungsländer und damit auch der Prozesse, die dort in Gang gesetzt oder unterstützt werden sollen. Eine vorwiegend karitative Sprache kann zwar die Spendenbereitschaft stärken, weil sie Mitleid und im Fall der Entwicklungshilfe ein schlechtes Gewissen weckt, aber die Gefahr ist groß, daß sich das Problem in den Augen der Leute auf die Rettung Verhungerrnder reduziert.

Schon eine recht *undifferenzierte Gegenüberstellung von „reichen“ und „armen“ Ländern* – besser würde man in diesem Zusammenhang ohnehin von Bevölkerungen sprechen – ist wenig hilfreich. Sie verkennt nicht nur die unterschiedliche Fähigkeit zur wirtschaftlichen Eigenleistung in diesen Ländern, sondern mißverstehen deren aktuelle geschichtliche Situation und damit das Verhältnis von Industrie- und Entwicklungsländern überhaupt. Sie verdeckt die Dynamik des kulturellen Umbruchs und die Widerstände, die sich ihm entgegensetzen. Schon so wichtige Relationen wie die Abhängigkeit des Pro-Kopf-Einkommens von der Bevölkerungsentwicklung, ein ganz grundlegender Indikator für das wirkliche Ausmaß des Entwicklungsproblems, und die Schwierigkeit, in ihm etwas zu bewegen, erhalten so kaum eine Chance, in ihrem tatsächlichen Gewicht gewürdigt zu werden.

Was Entwicklung zur Entwicklung macht

Nicht minder schwierig als die Öffnung realistischer Zugänge zum Problem ist die *Zielbestimmung* von Entwicklung. Was macht Entwicklung eigentlich zur Entwicklung, was soll mit ihr erreicht werden? Auch hier verwickeln sich die Träger des Entwicklungsgedankens leicht in Widersprüche oder werden – zum Teil auch aus falscher Rücksicht auf Partner in den Entwicklungsländern – harte Sachverhalte eher zugedeckt oder widersprüchlich dargestellt, die im Interesse eines realistischen Gesamtbildes der Entwicklungsfrage der Bevölkerung klargemacht werden müßten.

Zur Verdeutlichung zwei Beispiele: Hilfswerke betonen gerne, sie seien keine „Wirtschaftsunternehmen“ und Entwicklung sei kein Wirtschaftsbegriff, es gehe nicht um wirtschaftliche, sondern um „ganzheitliche“ Entwicklung.

Innerhalb der ganzheitlichen Entwicklung sei die Anregung und Dynamisierung der Wirtschaftskräfte ein wichtiges Element, aber eben nur eines unter mehreren. Ziel sei ein menschenwürdiges Leben und dazu gehöre nicht nur ausreichende Nahrung, sondern kulturelles Wohlbefinden und z. B. politische Freiheit.

Das ist unumstößlich richtig und doch nur eine halbe Wahrheit, denn gerade in den am wenigsten entwickelten Ländern – geringes Pro-Kopf-Einkommen, minimaler Industrialisierungsgrad, sehr hoher Analphabetenanteil – ist die Ankurbelung und Stärkung der Produktivkräfte mit dem Ziel einer besseren Eigenversorgung *zentrale Voraussetzung* für alles andere – auch für die Erlangung politischer Freiheiten. Europäer, kirchliche Persönlichkeiten zumal – von Haus aus ohnehin im Ruf, zum homo oeconomicus degeneriert zu sein –, haben eine verständliche Scheu, sich zu dieser beherrschenden Rolle des wirtschaftlichen innerhalb der Entwicklung als ganzheitlichem Prozeß zu bekennen. Erleichtert wird der Bevölkerung eine sachgemäße Einschätzung dessen, was mit der Entwicklungsfrage auf dem Spiele steht, dadurch nicht.

Ein anderes, damit zusammenhängendes Beispiel. Es heißt: Ziel der Entwicklung von Entwicklungsländern könne nicht einfach die technologisch entwickelte Gesellschaft europäischer Länder sein. Es gelte die kulturelle Eigenart der Bevölkerungen in Entwicklungsländern zu achten. Es sei europäische Überheblichkeit und Blindheit gegenüber der Vielfalt der Welt, unsere Werte und Standards zum Entwicklungsziel schlechthin zu machen.

Auch dies ist eine unumstößliche Wahrheit, und doch verdeckt sie den eigentlichen Sachverhalt: die *geschichtliche Ungleichzeitigkeit von Kulturen*, genauer die Tatsache, daß es sich im Verhältnis von Industrie- und Entwicklungsländern um die Begegnung von Kulturen handelt, die nicht nur in ihrer Art verschieden sind, sondern auf ganz unterschiedlichen Voraussetzungen beruhen und ganz unterschiedliche Entwicklungsstadien durchschritten haben: Das Leben in den Entwicklungsländern fußt auf *Traditionskulturen*. Die Lebensverhältnisse ihrer Bevölkerungen sind vor allem durch Überlieferung bestimmt. Nicht funktionelle und technische Rationalität ist für das Zusammenleben maßgebend, sondern Sitte und Gewohnheit bestimmen Organisation und Sozialverhalten. Man kann nicht sagen, in den beiden Kulturzuständen begegnen sich Beharrung und Dynamik, denn auch Traditionskulturen haben dynamische Elemente. Und *Rationalitätskulturen* leben nie allein aus Zukunftszielen und Zweckmäßigkeiten. Aber Rationalität und Traditionsbindung haben in den beiden Kulturen ein sehr unterschiedliches Gewicht.

Das Entscheidende aber ist, daß die Traditionskulturen der Entwicklungsländer ihr Verhältnis zu den von technischer Rationalität geprägten Kulturen der Industrieländer *nicht autonom* bestimmen können. Sie sind – aus welchen Gründen auch immer – auf deren Techniken in Produktion und Organisation angewiesen. Entwicklung im Sinne der Besserung der Lebensverhältnisse insgesamt ist ohne

die Übernahme von in den Industrieländern entwickelten Techniken überhaupt nicht möglich.

Traditionsbrüche sind unvermeidlich

Die Rede von der Gleichrangigkeit von Kulturen ist somit richtig, aber im Blick auf die Entwicklung der Dritte- und Vierte-Welt-Länder sehr abstrakt. Auch sie verbaut eher den Zugang zur sozialen Wirklichkeit von Entwicklungsländern. Sie leugnet nicht, aber verdeckt das einzige mögliche Ziel von Entwicklung. Wenn dieses Ziel der *stufenweisen Befähigung von Entwicklungsländern zur Selbstversorgung und zu einer eigenständigen wirtschaftlichen Existenz* ist, dann ist es zwar entscheidend zu wissen, welche kulturellen Bedingungen vor Ort zu beachten sind, damit das Ziel möglichst erreicht werden kann. Aber es kann weder darum gehen, einfach den zivilisatorischen Standard der Industrieländer zum Maßstab zu nehmen, noch darum, die überkommenen Kulturen möglichst intakt zu halten. *Brüche in der kulturellen Tradition* von Entwicklungsländern sind unvermeidlich, sie gehören zum Entwicklungsprozeß selbst. Es muß nur darauf geachtet werden, die unvermeidlichen Kulturschocks für die Bevölkerung in Grenzen zu halten. Das geschieht am besten durch eine sozial möglichst ausgeglichene Entwicklung eines ganzen Landes, die Wasserköpfe und Wohlstandsinseln vermeidet.

Von Konzepten rascher Industrialisierung kommt man deshalb mehr und mehr ab. Man hat gelernt, daß insbesondere von der ländlichen Bevölkerung Großprojekte nicht „angenommen“ werden, wenn sie von der kulturellen Gesamtlage der Bevölkerung her wie Fremdkörper in der Landschaft stehen. Dennoch: Entwicklung gibt es nur, wenn zum Zuge kommt, was Rationalitätskulturen gegenüber Traditionskulturen voraushaben: die Erschließung und Erhaltung von Ressourcen durch rationelleren Einsatz technischer Mittel und menschlicher Arbeitskraft. Ohne Mobilisierung der Produktivkräfte läßt sich Entwicklung nicht in Gang bringen. Welche kulturellen Transformationen dabei stattfinden, in welcher Form dies geschieht und welche neuen kulturellen Symbiosen entstehen, darf der Zukunft überlassen werden.

Dabei haben Entwicklungsinstitutionen an einer *doppelten Front* zu kämpfen: Sie müssen dort Entwicklung initiieren und in Gang halten, wo der materielle wie der kulturelle Standard am niedrigsten ist. Und sie müssen dort die Schäden zu begrenzen suchen, wo durch den Einfluß der Bedürfnisstrukturen und des Lebensstils der Industrieländer – Landflucht, Verstädterung, Zerbrechen der traditionellen Familien- und Clanstrukturen – die wirtschaftliche Verelendung durch das Elend zerbrochener sozialer Bindungen verschärft wird.

Es ist ein hoffnungsvolles Zeichen, daß die Entwicklungshilfe, unterstützt wenigstens verbal durch eine entsprechende Entwicklungspolitik, sich mehr und mehr auf die ärmsten Länder und dort auf den ländlichen Raum konzentriert und daß dabei das *Konzept einer integrierten ländlichen Entwicklung* sich durchzusetzen beginnt: Ent-

wicklung nicht nur der Landwirtschaft, sondern Verbesserung der Lebensbedingungen der ländlichen Bevölkerung durch integrierte Förderung von Landwirtschaft, Handwerk und von auf die ländlichen Bedürfnisse zugeschnittener Kleinindustrie. Dies ermöglicht es am ehesten, Selbsthilfe gerade dort anzuregen, wo die Not am größten ist. Der größte Teil der „absolut“ Armen, der direkt oder indirekt vom Hunger Bedrohten, leben im ländlichen Raum (vgl. ds. Heft, S. 120 ff.). Zugleich wird einer überstürzten Landflucht und damit einer weiteren Verelendung in den städtischen Agglomerationen entgegengewirkt. Wer sich auf dem Land das Nötige zum Leben erarbeiten kann, sucht sein Überleben nicht so schnell in den Elendsquartieren der Großstädte.

Verlangsamten, aber konsolidieren

Das bedeutet in mancher Beziehung eine *Verlangsamung des Entwicklungsprozesses*, zugleich aber eine *Konsolidierung der Entwicklungsergebnisse* durch Bevorzugung von genossenschaftlich oder privatwirtschaftlich organisierten Subsistenzwirtschaften und regionalen Märkten gegenüber der auf Monokulturen setzenden Exportwirtschaft. Wie sehr hier noch umgedacht werden muß, nicht nur bei den staatlichen Verwaltungen der Entwicklungsländer – die noch mitten im Staatwerden auf symbolträchtige Prestigeobjekte aus sind, deren „Ertrag“ dann in korrupten Verwaltungen versickert –, sondern auch in der Entwicklungswirtschaft notwendig ist, zeigt eine Studie aus dem Bonner Entwicklungsministerium. In ihr wird nachgewiesen, daß Entwicklungsbanken bisher kaum Kleinkredite unter 20 000,- DM vergeben. Anhand von Beispielen zeigt die gleiche Studie, daß Kleinkredite an Subsistenzbauern oder ländliche Kleingenossenschaften entwicklungspolitisch sehr wohl gutangelegtes Geld sind.

Die kirchlichen Hilfswerke haben innerhalb des Konzepts der integrierten ländlichen Entwicklung einen guten Stand und können sich in ihrer Strategie bestätigt fühlen. Sie werden gerade so als „Entwicklungshelfer“ noch einmal aufgewertet. Sind sie doch von ihrem Verkündigungsauftrag her näher am Menschen als staatliche Institutionen. Und vor Prestigeobjekten, auf die lange auch kirchliche Partner nicht verzichten wollten, ist man inzwischen gefeit. Sie haben es allerdings mit einer anderen Gefahr zu tun, die die Kirche selbst bedroht. Je mehr diese mit ihren amtlichen Strukturen sich auf Entwicklungsarbeit einläßt, um so mehr erscheinen nicht nur ihre Hilfswerke als Wirtschaftsunternehmen, sondern wird die Kirche in diesen Ländern zu einer Art Entwicklungsagentur. Unter Menschen im Elend ist effektive Leibsorge der authentische Erweis von Nächstenliebe und damit von gelebter Kirche als Glaubensgemeinschaft. Aber die Kirche wird um so weniger mit dieser Aufgabe einfach gleichgesetzt werden, je stärker der Wille ist, die Entwicklungsarbeit vornehmlich zur Aufgabe christlicher Laien als der „eigentlichen Weltperson“ zu machen. *David Seeber*